

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 88.

Berlin, Dienstag den 23. Juli

1844

Frankreich.

George Sand, eine Charakteristik.

Wer die breite Heerstraße verläßt, um nach eigenem Ermessen auf neuer, selbstgeschaffener Bahn vorwärts zu dringen, im bürgerlichen Leben sowohl als auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, der muß sich darauf gefaßt machen, von allerlei Leuten, berufenen und ungerufenen, die aller-verschiedenartigsten Zurechtweisungen, bald mitleidige, bald grobe, zu erfahren. Die Kritik, welche mit der bürgerlichen Polizei oft an Urbanität und Scharfsinn wetteifert, wird nicht ermangeln, ihn auf das Regelwidrige und Unverständige seines Verfahrens aufmerksam zu machen, und nur Wenige werden auf die natürliche Frage verfallen, ob der Verirrte denn auch wirklich ein Verirrter sey und nicht vielmehr guten Grund gehabt habe, die Heerstraße mit Absicht zu verlassen. Ein solcher bedauernswürdiger Verirrter ist nach dem Urtheil der Meisten George Sand; einer der verhältnismäßig seltenen Kritiker, die nicht nach der bloßen einzelnen Erscheinung, sondern nach der Reihenfolge der Erscheinungen und ihren Gründen urtheilen, ist Paul Rochery, welcher in der von George Sand selbst gegründeten *Revue indépendante*, doch, wie es scheint, durchaus unabhängig von der berühmten Schriftstellerin, ihre gesammte schriftstellerische Laufbahn zu würdigen versucht.

Der Roman (so beginnt unser Kritiker) ist die populäre, die demokratische Form des Gedankens. Die reine Idee kann nur philosophischen Köpfen gefallen; um in weiten Kreisen zu wirken, muß sie Fleisch und Blut annehmen. Daher die Bluth der Romane, welche künftig nur wachsen, nicht abnehmen kann.

Die Griechen saßen horchend um den Rhapsoden; die Nachkommen Agamemnon's, Achill's und Ulysses' brauchten Kämpfe der Götter und Heroen. Die gepanzerten Ritter des Mittelalters lauschten dem fahrenden Sänger oder dem eigenen Genossen, dem Kunstschichter, wenn sie Karl's und Arthur's und ihrer Paladine Thaten verherrlichten. Aber schon war ein anderes Element eingedrungen; es herrschte nicht mehr allein die physische Kraft, denn unter dem Panzer schlug ein christliches, ein germanisches Herz. Wir, des Christenthums Söhne und der Philosophie, wir erben von ihnen das neue Element der Liebe und bildeten es aus zu höherer Bollendung, wir stellten an den Platz der rohen Gewalt die Macht der Idee.

Das Mittelalter war versunken mit seiner romantischen Herrlichkeit, die kräftigen Geschlechter waren vergangen, die Liebe zur raffinierten Galanterie ausgeartet; aber die Götter sterben nicht. Mitten unter der verderbten Gesellschaft baute Rousseau Juliens Altar. Von diesem Tage an wurde die wahre, gewaltige, tugendhafte, bis ans Grab unerschütterliche Liebe begriffen. Das Ideal des Mittelalters kam wieder, schöner und segnender, als es je geleuchtet hatte, denn es wurde nun die Grundlage des Verhältnisses des Mannes zum Weibe.

Ein Mann hatte den fast erstorbenen Funken zum hellen Feuer wieder angefaßt, aber in Sachen der Liebe, ist da nicht die Frau der notwendigste Theil? Sie ließ lange auf sich warten. Rousseau war der einzige gefühlvolle Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts; Frau v. Staël, reich an Kopf als an Herz, wurde nicht seine Erbin. Der Platz an Rousseau's Seite blieb leer bis auf George Sand.

Die Liebe! ist der wahre Titel ihrer Schriften, die Liebe der Wegzeiger auf ihrem ganzen Pfade.

Die ewige, die himmlische Liebe war George Sand's Ideal beim Anfange ihrer Bahn, auf ihr allein wollte sie den Tempel der Ehe gründen. Sie hatte im eigenen Leben, sie hatte an Anderen das traurige Loos der meisten Ehen, das Elend der Frauen hinreichend erfahren.

Im Feuer der Jugend, in der ersten Begeisterung für das Wahre und das Schöne will man nur kämpfen, nur siegen, kennt keine Hindernisse, keine endliche Schranke; denn im Bewußtseyn, das Rechte zu wollen, begreift man noch nicht, wie es möglich seyn kann, sich den Verhältnissen unterzuordnen, sich in die Menschen zu schicken. Die Wahrheit lieben und verkündigen ohne Zorn, in ruhiger Hoffnung, und von künftigen Jahrhunderten die Erfüllung der heißesten Wünsche sicher erwarten: diese Höhe des Geistes ist erst das Ergebnis langer, bitterer Jahre. Des Ideals erste Offenbarung ist der Kampf. So begann denn auch George Sand mit zwei Büchern, in denen die Macht und die Rechte der Liebe ausgesprochen und durch mehr oder minder direkte Angriffe gegen eine Einrichtung behauptet werden, von der sie nur zu oft mißkannt worden sind. Sie malte die Liebe zuerst tief, heimlich, ergeben,

geduldig, in Kalph; dann kräftig, überströmend, wüthend, in Benedikt. Nun schrieb man, daß sie die Abschaffung der heiligsten Einrichtung, die Umkehr der menschlichen Ordnung predige, daß sie sich selbst bis zur freien oder besser gemeinen Frau gewisser Sektierer verirrt habe. Wen der Verfasserin ausdrückliche Versicherungen des Gegentheils nicht beruhigten, der hätte bei ein klein wenig gesunder Ueberlegung finden müssen, daß man bei dem in jeder Zeile hervortretenden Sehnen nach einer ewig dauernden, ewig brennenden Liebe Mann und Weib nicht zu einem vorübergehenden Bande verurtheilen kann, ohne in den größten Widerspruch zu gerathen; der hätte bemerken müssen, daß, mit Ausnahme Indiana's (wo die fantastische Lösung eben sowohl die künstlerische als philosophische Unerfahrenheit der Verfasserin bezeugt), die Ehe das Ziel aller ihrer Helden ist. Aber freilich, es vermögen nur Wenige, Dogma und Religion, Faktum und Prinzip zu unterscheiden. Meint man unter George Sand's Angriffen auf die Ehe die Mißbilligung jener aus unlauteren, aus zeitlichen und endlichen Absichten, gleich einem Geschäft, abgeschlossenen Verbindungen, dann ist es unnütz, sie zu verteidigen; behauptet man aber, daß sie die Möglichkeit einer dauernden Vereinigung von Mann und Frau geleugnet, so handelt man unverständlich, abgeschmackt. Die unauslöslliche Vereinigung zweier Herzen, das ist eben der Traum George Sand's. Träume! — Ja wohl, göttliche Träume, ohne welche die großen Seelen nicht leben können. Aber diese Träumer leiten die Welt.

Diesen göttlichen Typus der Liebe in ihrer vollkommenen Macht und Reinheit, so wie sie seyn muß, um die Vereinigung zu gründen, aus welcher die Familie entspringt, hat George Sand in ihren ersten Schriften freilich noch nicht erreicht. Noch ist das Herz, der Enthusiasmus zu übermächtig. Da sie bei den Männern Kraft ohne Gerechtigkeit, und Brutalität und Egoismus findet, und glaubt, daß die Ursache dieser Fehler in der ungleichen Stellung, in den Gesetzen, oder vielmehr in den ungerechten Einrichtungen einer Gesellschaft liege, welche Alles von der Frau und nichts vom Manne verlangt, so träumte sie eine Liebe, die von einem Austausch gleicher Reichtümer, von vollkommener Gegenseitigkeit lebte. Das ist ein Irrthum. Denn die Frau giebt stets mehr, als sie empfängt. Leben und lieben ist zweierlei für den Mann, für die Frau unterschiedenes. Der Mann denkt und liebt, die Frau liebt und denkt. Vollkommene Gleichheit in der Liebe ist mithin unmöglich.

Mir-Lelia endet der erste Abschnitt, der des Kampfes, der Ungewissheit, der Verzweiflung, und es eröffnet sich eine neue Bahn des Vertrauens und der Ruhe. Lelia schließt zugleich den skeptischen Zirkel der Gegenwart, zu welchem Faust, Manfred, René, Obermann gehören; Wissen und Liebe sind die Halbkreise, welche sich zusammensügen. Aber die Gränze des Satzes ist eben so die Gränze des Gegensatzes, und aus dem letzten Schrei der Verzweiflung beginnt sich die Harmonie der Beruhigung aufzulösen.

Verdienen diese Bücher den Vorwurf der Unsitlichkeit? Bei denen freilich, die Alles behalten wollen, um Alles zu besitzen, bei denen, die jede Veränderung als einen Raub an ihnen und ihren Erben betrachten, bei denen, die gern die Welt in ewigen Schlaf wiegen möchten, um in ihrer Ruhe niemals gestört zu werden, bei denen, die dem Kranken, wenn er schreit, einen Knebel in den Mund stecken wollen. Aber es ist vergeblich; hört die Dichter, sie weissagen euch die Zukunft, sie erläutern euch die Gegenwart, sie schütteln euch aus trügerischer Ruhe. Nicht die Ideen sind gefährlich, denn sie erheben; gefährlich, unsittlich ist nur das, was den Geist und die Kraft des Willens niederdrückt. Die Ketzer des einen Jahrhunderts wurden noch stets die Evangelisten des folgenden.

George Sand war auf ihrem engen und einsamen Pfade bis zur Verzweiflung Lelia's, bis zum heroischen, aber unfruchtbaren Selbstmorde Jacques' gelangt; sie begriff jetzt, daß der Gesellschaft etwas fehlte, um diese Liebe dauernd, um die Männer reiner und die Frauen würdiger zu machen; sie war zu der Entwicklungstufe gekommen, die das französische Volk eben selbst nach der Ueberwindung des 18ten Jahrhunderts erreicht hatte. Im 18ten Jahrhundert hatte die absolute Herrschaft des nüchternen Verstandes zwar den Aberglauben der vergangenen Zeit zerstört, aber auch den Menschen verurtheilt, ewig am Boden zu kriechen, ohne Enthusiasmus, ohne Ideal, ohne Größe. Wissen schien des Menschen einzige Bestimmung zu seyn. Voltaire, Montesquieu, Helvetius, Diderot wetteifern an Geist und Wiß, aber sie sind Alle kalt wie Eis. Das Herz war gestorben, die Welt war leer. Die Erben des reichen Schatzes im 19ten Jahrhundert begriffen erst, daß, wie der göttliche Platon lehrte, die Seele nicht einen, sondern zwei Flügel hat, daß der

Mensch nicht nur ein Wissender ist, sondern auch fühlend. Diese zweite Idee, von Liebe und Glauben, ist heute zwar fast allgemein herrschend geworden, aber sie bedurfte einer zwanzigjährigen Bewegung, um zu erstarken. Dies ist das Geheimnis im Spiridion. Eine Handschrift wird gesucht, in der man ein neues Evangelium zu entdecken hoffte, aber sie verkündigt nur offenbaren Bruch mit der Vergangenheit und Ansprüche an die Zukunft.

Man hat Spiridion getadelt als ein philosophisches Werk. Als ob Poesie und Philosophie grundverschiedene Dinge wären! Der Dichter und der Weltweise wandeln auf demselben Felde, nur auf verschiedenen Wegen, und können beide genau dasselbe Ziel erreichen. Die Unendlichkeit gehört Beiden; der Eine faßt sie auf unter dem Gesichtspunkte des Schönen, der Andere unter dem des Wahren; der Eine ist der Prophet, der Andere der Priester; der Eine glaubt, der Andere beweist; der Eine sagt: ich bin überzeugt, denn ich fühle; der Andere: ich bin überzeugt, denn ich weiß; dem Einen dient die Kunst, dem Anderen die Wissenschaft.

Philosophie und Poesie haben sich zur schönsten Harmonie vereinigt in den sieben Saiten der Lyra, einem eben so neuen als kühnen Gedichte, was nur für denjenigen leicht verständlich wird, der George Sand auf ihrem früheren Wege gefolgt war. Die Lyra und ihre sieben Saiten stellen die menschliche Seele vor, mit all den Kräften ausgerüstet, welche Gott und der Fortschritt der Menschheit ihr gegeben haben. In des Logikers Albertus Händen bleibt die Lyra stumm und unnützlich; aber Helena, die Personification des Gefühls, setzt sich durch die Musik, die Sprache des Gefühls, in Beziehung mit derselben, von ihrer Hand allein ertönen die Saiten. Das Erste und Höchste, wonach das Sehnen der menschlichen Seele geht, ist Gott. Dies Gefühl erfüllte das Herz des Menschen am ersten Tage der Schöpfung: so läßt auch Helena zuerst die goldenen Saiten ertönen, die Harmonie des Unendlichen und des Glaubens. Albertus will durch die raisonnirende Vernunft zur Einsicht der begeisterten Gesänge Helenens kommen, und die goldenen Saiten zerbrechen unter seinen Fingern. Es bleibt ihm noch das Gefühl der Natur und die Hoffnung, in den minder erhabenen Tönen der silbernen Saiten. Auch sie springen unter seinen neugierigen Händen. Von den häßlichen Seiten klingen nur irdische Melodien. Der Mensch, bloß auf den Menschen beschränkt, hat die Beziehung zu Gott und dem Weltall verloren, Glaube, Hoffnung und Liebe sind entflohen; die eiskalte Wissenschaft hat Alles zerstört. Aber es bleibt noch eine Saite der Lyra übrig, von minder reinem Metall als die übrigen alle, und doch wird sie die Menschheit retten. Albert hat den himmlischen Gesang der goldenen Saiten nicht begriffen, der Klang der ehernen wird ihn durchdringen; er wird Helena lieben. Kann sie seiner unendlichen Liebe nur in der Unendlichkeit Genüge leisten, so wird durch seinen Tod das Gefühl den Weg zu ihm finden, dem er so lange widerstrebte. Nun ist Albertus kein unvollkommener Mensch mehr, seine Seele wird eine Lyra, deren Saiten alle zugleich erklingen. — Wenn über dieser schönen Entwicklung eines so abstrakten Gedankens Leute eingeschlafen sind, so ist das eben nicht ein großes Wunder. Es giebt ganz ehrenwerthe Leute, die im Stande sind, bei Mozart's Don Juan zu schlafen. (Schluß folgt.)

Java.

Aus dem Tagebuche eines Deutschen auf Java.

I. Batavia.

(Schluß.)

Auch die Araber bewohnen ein eigenes, mehr abgelegenes Viertel des jetzigen Batavia, welches mit dem chinesischen Camp zusammenstößt und das Camp der Araber heißt. Die Straßen sind hier öde und schmutzig, die Häuser düster und verfallen — Alles dumpf und drückend. — Die Araber, deren Anzahl jedoch um sehr Vieles geringer ist, als die der Chinesen, treiben gleichfalls Kleinhandel in allen möglichen Artikeln — verschiedene sind sehr reich und Besitzer mehrerer Küstenschiffe.

Unter den öffentlichen Gebäuden des jetzigen Batavia verdienen einer näheren Erwähnung das Stadthaus, die Bank und die Börse. Erstgenanntes ist ein altes ehrwürdiges Gebäude, welches durch seine Lage und Größe einen imposanten Anblick gewährt. Es ist über hundert Jahr alt und enthält die Polizei-Büreau, die Gerichtshöfe, das Waisenamt und das Sequestrat. — Die Bank ist ein sehr großes massives, aber ganz schmucklos ausgeführtes Haus in der Nähe des großen Flusses. Das Gebäude hat sich im Laufe der Jahre besser und solider bewährt, als die Bank selbst, denn diese ist schon seit Jahren nicht mehr im Stande, ihre Noten, welche „Auf Sicht an Inhaber“ bezahlbar sind, einzulösen, und hält sich nur noch aufrecht durch den Schutz der Regierung, welche fortfährt, Noten in Ermangelung anderer zirkulirender Münze anzunehmen und auszugeben. — Die Börse ist ein oblonges, von einer dreifachen Säulenreihe getragenes Gebäude in geschmackvollem Styl — steht auf einem freien grünen Plage unweit der Bank und würde zur Zierde der Stadt nicht wenig beitragen, wenn es einigermaßen unterhalten würde. — Die Batavischen Kaufleute halten jedoch keine Börse, und darum bekümmert sich auch Niemand um das Gebäude. Große Spinnen und Fledermäuse machen allein Anspruch darauf und häufen darin ungeheures. Der Kalk fällt von den Wänden, und die Steine gucken schamroth hervor. Die malayische und chinesische Jugend der Umgegend macht es zu ihrem Tummelplatze, wenn nicht einer der zunächst wohnenden Kaufleute es zum Aufbewahren seiner Arrakfässer oder zum Kalken von Fellen benutzt. Alle drei oder vier Monat wird das Lokal

einmal gebraucht, um daselbst die Auktionen der Regierung abzuhalten, wahrscheinlich das einzigmal, daß es ausgelegt wird, wenn es geschieht.

Außerdem verdient noch erwähnt zu werden die alte, in einem abgelegenen Stadtviertel befindliche Kirche, ein Ueberbleibsel vergangener Zeit. Das Gebäude ist schmucklos, aber stimmt mehr zur Andacht, als die modernen Kirchen Batavia's. Alles ist hier alt und spricht von besseren Tagen; auf dem Kirchhofe schlafen einige der alten Gouverneure dieser Insel.

Nachdem ich auf diese Weise versucht habe, einige schwache Umrisse des jetzigen Batavia zu geben, wollen wir einen flüchtigen Blick werfen auf die Ereignisse des Tages, wie sie sich in seinen Straßen und Häusern auf einander drängen.

Es ist halb sieben Uhr Morgens. Ein dichter Nebel liegt auf der Stadt und deren nächster Umgebung und hält sie in ein ungewisses Grau. Giftige Dämpfe und Ausdünstungen entsteigen während der Nachtstunden den Kanälen und umliegenden Reisfeldern und bleiben darauf liegen wie feuchte Wolken. Die Straßen sind öde und leer, die Laternen verlöschen eine nach der anderen. Vor den Häusern der Kaufleute dehnen und recken sich die malayischen Nachtwächter auf ihren ärmlich von Bambus aufgeschlagenen Lagerstätten — herrenlose, ausfäufige Hunde, die Paria's des Hundegeschlechtes, laufen über die Straße und suchen nach Nahrung — ein einzelner, schlaftrunkener Stalljunge fährt die Pferde seines Herrn nach der Schwemme. Im chinesischen Camp wird es allmählig lebhafter — hier und dort öffnet sich eine Thür, und ein müdes Gesicht guckt heraus und reißt sich den Schlaf aus den Augen. — Allmählig steigt die Sonne höher und macht einige schwache Versuche, die nebligen Massen zu zertheilen. Es wird lebendiger — die Läden der chinesischen Kleinhändler öffnen sich nach und nach, und die Nachtwächter packen ihre Lagerstätten zusammen. Ein einzelner Wagen rollt durch die Straßen, um einen Schiffscapitain, der die Morgenfährte benutzt, an Bord seines Schiffes zu fahren. — Eine Stunde später kommt Leben und Thätigkeit. Die Handwerker gehen an ihr Tagewerk — Frucht- und Gemüse-Verkäufer eilen durch die Straßen, ihre Waaren ausschreiend, — die Garköche postiren sich an den Ecken. — Einzelne Gruppen Kulis oder Lastträger begeben sich träge auf die Plätze vor den Häusern der Kaufleute, in deren Dienst sie Beschäftigung zu finden gewohnt sind, und erwarten dort, nachlässig auf den Trottoirs ausgestreckt, bis die Comtoirs sich öffnen und ihre Dienste in Anspruch nehmen.

Etwas nach 8 Uhr lassen sich die ersten Wagen und Kabriolets hören, welche die frühesten der Kaufleute und Beamten der Regierung nach ihren verschiedenen Comtoiren fahren, bis allmählig mehr und mehr folgen und gegen 9 Uhr eine beinahe ununterbrochene Reihe verschiedenartiger Fuhrwerke durch die Straßen rollen. Die meisten Kaufleute und höher gestellten Beamten fahren in Wagen, während die jüngeren und die Commis auf den verschiedenen Kaufmanns-Comtoiren sich des leichten javanischen Kabriolets — in der Landessprache Bendie's genannt — bedienen, die zwar weniger bequem und elegant sind, aber, mit einem munteren Pferde bespannt, pfeilschnell auf den während der trockenen Jahreszeit herrlichen Wegen dahin eilen. — Während der Westmonsun oder Regenzeit vom November bis März entsteht in den beschriebenen Straßen der Stadt durch die anhaltenden Regengüsse und Ueberschwemmungen der verschiedenen Kanäle tiefer Schmutz, — ja bisweilen bleibt das übergetretene Wasser Wochen lang hoch in den Straßen stehen und erschwert, besonders in den niedriger gelegenen Stadttheilen, die Communication bedeutend.

Gegen 9 Uhr öffnen sich allmählig die Thüren der Comtoire, die Straßen werden lebhaft, und das Geschäftsleben beginnt. Die jüngeren Leute von den verschiedenen Comtoiren, Holländer, Engländer, Franzosen, Deutsche und Belgier, widmen ein halbes Stündchen vor Anfang der Comtoir-Arbeiten dazu, sich auf der Straße die Neuigkeiten des vergangenen Tages mitzutheilen, die letzte Vorstellung im Theater oder die Vorfälle des gestrigen Balles in einem der verschiedenen Klubs zu erörtern; viele besuchen auch auf ein Viertelstündchen die Auktionen, denn es ist in Batavia jeden Tag Auktion und häufig zwei an einem Tage.

Das eigentliche Geschäftsleben fängt also erst um halb zehn Uhr an. — Die Frauen mit Waaren, welche vor den Speichern der Kaufleute in den bereits erwähnten Kanälen liegen, werden durch Hunderte von Kulis oder Tagelöhnern unter nicht geringem Geschrei und Lärmen entloset — andere leere mit Reis, Zucker, Pfeffer, Kaffee, Gewürzen und Farbstoffen, Arrak, Samarinden, Rotting, Fellen und verschiedenen anderen Produkten des indischen Archipels beladen. Die ganze Stadt, aber hauptsächlich die Gegend am großen Fluß, bietet um diese Zeit des Tages ein belebtes Gemälde. — Kulis laufen nach allen Richtungen mit ihren Lasten über die Straße — hier werden Zucker- oder Arrak-Fässer, oder Zucker, Kanaker etc. gerollt und in die bereit liegenden Prauen verladen — dort werden Eisenstangen entladen, — Kaffee und Reis gewogen und Alles bei gutem Wetter auf freier Straße. Das Gelärm und Geschrei der Arbeiter, das Klirren und Niederfallen der Eisenstangen und das monotone Zählen der verschiedenen malayischen Aufseher, welches in einer lauten, singenden Weise geschieht, vermischt sich mit dem gellenden Ausruf der Federviehändler und Fruchtverkäufer, dem beständigen Getöse der Wagen, die während des ganzen Tages die Stadt durchkreuzen; denn selbst die kleinen Entfernungen in der Stadt kann man während der trockenen Jahreszeit der brennenden Sonnenhitze, während der Regenzeit aber des Schmutzes wegen nicht zu Fuß zurücklegen, — Alles geschieht hier in Wagen oder Bendie. Ein jeder Kaufmann (mit Ausnahme einiger sehr sparsamer) hält für diesen Zweck eigens einen Wagen oder Bendie, welche während des ganzen Tages angespannt vor der Thür stehen, so daß man jeden Augenblick davon Gebrauch machen kann. Die Benutzung dieser Stadt-Equipagen steht Prinzipalen und

Commiss gleich zu: wer einen Geschäftsweg zu machen hat, steigt ohne Umstände hinein und läßt sich dahin fahren. Man bedient sich hierzu gewöhnlich der zwar nicht eleganten, aber sehr bequemen bengalischen Palanquin-Bagen, welche auch auf Java viel in Gebrauch sind. Auf den Straßen drängen sich Europäer aller Nationen, Chinesen, Araber, Malayen, Armenier, Bengalesen und alle mögliche Völkerschaften des indischen Archipels im bunten Gemisch durch einander. Alle Sprachen Europa's und Asiens hört man hier zu gleicher Zeit an sein Ohr schlagen. Alles ist Lärm und Getöse, und selbst die heißesten Mittagstunden bringen hierin keinen Stillstand. — In den Häusern bleibt es ziemlich kühl, da alle Fenster mit grünen Jalousieen hermetisch verschlossen bleiben, bis die große Hitze des Tages vorüber ist. In den Comtoiren der Kaufleute geht während dessen der eigentliche Handel Batavia's vor sich, von dem das Leben und Treiben draußen nur ein schwaches Bild giebt; hier werden täglich sehr bedeutende Summen umgesetzt und das Handels-Interesse Europa's und Asiens in Verbindung gebracht, — hier schlägt eigentlich der Puls der rastlosen Geschäftigkeit nach außerhalb.

Gegen Mittag wird ein wenig gefrühstückt. — Auf einigen Comtoiren, wo liberale Gesinnungen herrschen, geschieht dies für Rechnung der Prinzipale gemeinschaftlich — in den Läden der Detailhändler wird selbst beinahe Jedermann dazu eingeladen, der sich augenblicklich gerade dort befindet — auf den meisten Comtoiren muß jedoch Jeder, der frühstücken will, für sich selbst sorgen. — Die Stunde von 12 bis 1 Uhr wird so gewöhnlich der Erholung gewidmet, d. h. man frühstückt, erfreut sich des Genusses einer Manilla-Cigarre, nimmt eine Zeitung zur Hand oder schwätzt mit seinen Nachbarn, bis es gegen 1 Uhr wieder an die Arbeit geht. Uebrigens sey hier bemerkt, daß an beschäftigten Tagen diese Freistunde ganz wegfällt und selbst dem Frühstück nur wenige Minuten gelassen werden, und daß im Allgemeinen auf den Comtoiren in Batavia, wenn man das Klima in Betracht zieht, viel gearbeitet wird.

Die Batavischen Detail-Läden oder Toco's sind einer näheren Erwähnung nicht unwerth. — Die Batavischen Tocohalter beschränken sich nicht etwa, wie die europäischen Kleinhändler, auf einen oder einige Artikel, sondern verkaufen in ihren geräumigen Magazinen alle mögliche Sachen zugleich. — Die Verschiedenheit von Waaren, welche in einem Batavischen Toco zu Kauf ausgedehnt werden, geht ins Unglaubliche, und es giebt gewiß wenig Artikel, wonach man vergebens fragen wird. Manufakturen und Kleiderstoffe aller Art, Mode- und seidene Waaren, Stidereien und Toilette-Artikel, Parfümerien und Gold- und Silber-Arbeiten, Mobilien, Gemälde, Spiegel, Lampen jeder Gattung, Glas und Kryhall, Sättel und Geschirre, Uhren, Schmuck, Service, Damen- und Herrenhüte, Shawls und Blonden, papier de luxe, Jagdmesser, Necessaires, Spieldosen, alle mögliche französische und deutsche Galanterie-Arbeiten, Pulver und Schroot, Spielkarten, Peitschen, Barometer, plattirte Waaren, Fußteppiche, Spielzeug, japanische und chinesische lakirte und Elfenbein-Arbeiten und Seidenzeuge und eine unendliche Verschiedenheit anderer Artikel liegen in den geräumigen Lokalen geschmackvoll arrangirt zu Kauf. Was man in Europa in vier bis fünf verschiedenen Läden suchen muß, findet man hier vereint. Frankreich, England, Holland, Deutschland, China, Japan und Indien liefern ihre Produkte in den Läden eines Batavischen Toco-halters. — Die Auswahl obiger Artikel ist jedoch gering im Vergleich zu der in dem Artikel Getränke und Delikatessen aller Welttheile, welche man hier zu Kauf findet. Alle Sorten französischer und holländischer Weine vom Champagner bis zum gewöhnlichsten Medoc, Rheinweine, spanische Weine und Cap Constantia, englisches Ale und Porter, Nassauer Selterwasser und holländische Biere, französische Liqueure, Butter, Limburger und alle Arten anderer Käse, Schinken, Rauchfleisch, Braunschweiger Mettwurst, Feringe, pommerische Gänsebrüste, Kaviar, Rennaugen, Anchovis, alle Arten europäischer Gemüse, in luftleeren Blechdosen präparirt, welche sich auf diese Art sehr gut halten, als Schotenerbsen, Spargel, Artischocken u. a., Sardines à l'huile, Wildpret und Kalbfleisch, Lachs, feine Ragouts, Trüffel- und Gänseleber-Pasteten, französische Suppen, Alles in luftleeren Blechdosen u. s. w. — alle mögliche Konditor-Waaren und Kuchen, Bonbons, gebrannte Mandeln, Pfefferkuchen, chinesische Confitüren, Ingwer, japanische Soya, englische Pies, französische Gâteaux, Capsche Früchte &c., kurz Hunderte von Artikeln, welche man selbst in großen Städten Europa's nicht haben kann, findet man in diesen Toco's, und selbst der gourmand stößt beim Durchlesen der oft Seiten langen Listen dieser Artikel, welche die Tocohalter in der Batavischen Zeitung dem Publikum anbieten, auf Namen, welche ihm noch unbekannt sind. Es ist unglaublich, für welche Summen, trotz der hohen Preise, von diesen Artikeln abgesetzt wird, und nur auf diese Weise läßt es sich erklären, wie es möglich ist, daß im Jahre 1842 einzig und allein an Delikatessen und Getränken nach amtlichen Bekanntmachungen für 1,036,500 Fl. auf Java importirt wurden.

Gegen 3 Uhr wird es in der Stadt allmählig stiller: um diese Zeit werden die Büreaux der Regierung geschlossen, und die Beamten fahren nach Hause. Das Gewühl auf den Straßen wird allmählig geringer, die größte Arbeit des Tages ist gethan.

Die Kaufleute bleiben, je nachdem sie mehr oder weniger beschäftigt sind, bis 5 oder 6 Uhr und fahren häufig erst im Mondenschein oder mit Fackellicht nach Hause. Die gewöhnliche Stunde ist jedoch 3 Uhr. Ein Comtoir schließt sich nach dem anderen — ein Wagen rollt nach dem anderen zu Stadt hinaus. Die Straßen werden still und öde — das Tagewerk ist vollbracht, und das rege Leben erstirbt nach allen Richtungen. Vor den Thüren der Comtoire sammeln sich die im Lauf des Tages daselbst beschäftigt gewesenem Kulis und thollen auf den Trottoirs die gemeinschaftlich verdienten Kupfer-Deute *).

*) Ein Gulden hat 100 Deute.

Die Fruchtverkäufer gehen nach Hause, die Barklöcher packen ihren tragbaren Kochapparat zusammen, die Kulis ziehen in kleinen Gruppen aus den Straßen, — die bald ganz öde und ausgestorben sind. — Die Lampen werden angezündet — die Nachwächter machen ihre Lagerstätte zurecht. — Die Nacht bricht herein, und mit ihr Todtenstille auf den Plätzen, wo vor wenigen Stunden noch Alles so bunt durch einander wogte. Nur in einzelnen Theilen des chinesischen Camps, in der Nähe der Märkte und Spielbuden, bleibt es noch lange lebhaft.

Ostindien.

Indische Skizzen.

1. Das brahmanische Lyceum in Poona.

Poona (spr. Puna), die Hauptstadt der westlichen Mahratten, zwischen Bombay und Hyderabad (spr. Heiderabad), war zur Zeit der englischen Invasions eine der Zufluchtsstätten des Brahmanismus und theilt mit Benares die heilige Mission, durch ein brahmanisches Lyceum die alten Traditionen vor dem Untergange zu schützen. Das Gebäude dieses Lyceums ist ein alter Palast der früheren Mahratten-Peschwa's und besteht aus mehreren Flügeln, die durch ziemlich enge Höfe von einander getrennt sind. Jeder Hof ist von einem Kanal mit stets fließendem Wasser umgeben, die Thüren sind niedrig, die Treppen eng, die Fenster zwar verziert, aber ohne Glas. Die hinteren Zimmer, jüngst noch die stillen, isolirten Zellen des weiblichen Theiles der regierenden Familie, werden jetzt von jungen Jöglingen bewohnt, aber auch diese sind so ruhig und in sich gekehrt, daß man glauben sollte, das Gynäceum habe sich in ein Kloster verwandelt. Eine Ehrenwache aus Eingebornen, deren Kleider und Waffen die alte Sitte in ihrer völligen Reinheit wiedergeben, besetzt die Halle am Eingange. Diese Soldaten, die Sipayen (Sepoys) liegen rings auf Holzbänken; nur wenn ein Lehrer vorübergeht, erheben sie sich ehrfurchtsvoll. Es ist nämlich die Anwesenheit derselben eine Ehrenbezeugung, welche die Keigerklasse und die ganze hindusche Bevölkerung den allmächtigen Brahmanen erweist.

In den vordersten Sälen wird der Elementar-Unterricht erteilt. Knaben aus allen Ständen lernen dort Mahrattisch lesen und, was sehr schwierig ist, die Kufischrift auf ihre ursprünglichen Sanskritformen zurückführen. Zum Unterrichte im Schreiben werden schwarze Tafeln benutzt, auf welche mit weißer Farbe Buchstaben gemalt sind. Die Kleinen machen den Anfang ihrer Übungen damit, daß sie mit dem Finger die Umrisse dieser Buchstaben verfolgen. Für die herangewachsenen Schüler giebt es sechs Klassen, in denen, wie die Brahmanen versichern, die Summe alles menschlichen Wissens gelehrt wird. Der Unterricht besteht nämlich in Grammatik, Logik, Poesie, Astronomie, Medizin, Rechts- und Religionsphilosophie. Jede dieser Disziplinen wird in fünf Jahren absolvirt, und wer nach dreißig Jahren den sechsten Kursus beendigt hat, wird als Pandit (Doktor sämmtlicher Fakultäten) aus der Anstalt entlassen. Da aber natürlich die heilige Sprache, das Sanskrit, das Kairein der Indier, die Seele allen Unterrichtes ist, so werden auch, wie viele Wissenschaften man immer lehre, dieselben, damit sie nichts an ihrer Heiligkeit verlieren, so bleiben, wie sie vor Jahrhunderten waren. Die Grammatik ist fast zur abstrakten Wissenschaft geworden, und ihre Regeln werden nach beinahe algebraischen Formeln bestimmt. Die Logik, Nyaya, ist von den Hindu-Schriftstellern sehr ausführlich behandelt worden, oft mit der albernsten Pedanterie; dafür aber sind auch die Schüler, nach Beendigung dieses Studiums, nie mehr um einen Beweis verlegen. Was die Poesie betrifft, so hat sie unleugbare Schönheiten in ihrem Rhythmus und ihren Bildern. Der Lehrer skandirt die Verse, läßt sie den Schüler wiederholen und erklärt sie ihm nach einem geschriebenen Sanskrit-Kommentar, oder durch Bemerkungen, die er in der Volkssprache macht.

Wir haben diese Angaben einer Reisebeschreibung des französischen Touristen Theod. Pavie entnommen und fahren mit seinen eigenen Worten fort: „Diese Vorlesung über National-Poesie interessirte mich mehr, als alle übrige; denn die Werke der Einbildungskraft, wo sie auch entstanden seyn mögen, sind Eigenthum der ganzen Menschheit. Die Studenten saßen auf dem Boden und hatten ihr Manuskript auf den Knien, denn ein Jeder ist verbunden, seinen Text zu kopiren. Sie verfolgten mich, als ich unter ihnen stand, verflohen mit ihren Blicken und schienen sich meine Neugierde nicht erklären zu können. Die Einen betrachteten mich unwillig, als beleidigte ich sie mit meiner Zudringlichkeit; dies waren die jungen Brahmanen aus den kleinen Städten der Umgegend. — Andere, deren Familien mehr mit der Welt verkehrten und die in Bombay gewesen waren, schienen zerstreut und verlegen, vielleicht, weil sie sich der Mangelhaftigkeit ihres Unterrichtes im Vergleich zu dem europäischen bewußt waren. Der Lehrer war aus Achtung vor den englischen Gentlemen, von denen ich dort eingeführt worden war, von seinen Rissen aufgestanden. Ohne Zweifel war er in seinem Text zu Hause; er erklärte ihn mahrattisch für seine Zuhörer und hindustanisch für uns und that dies mit einer gewissen Glut und einer augenscheinlichen Selbstzufriedenheit. Aber von wissenschaftlicher Kritik, wie wir sie von einem europäischen Professor zu hören gewohnt sind, war keine Spur in seinem Vortrage. Das Studium der Astronomie begreift zugleich das der Mathematik. Die Lehrsätze und Beweise sind in Verse gebracht und prägen sich leicht dem Gedächtnisse ein, aber es fehlt ihnen an Genauigkeit, denn die Hindus sind so wenig im Rechnen geübt, daß sie, über eine gewisse Zahl hinaus, nur von Millionen und

Myriaden reden. Das Wunderbare und Unbegreifliche ist ihnen selbst in den Zahlen ein Bedürfnis, und sogar, was sie genau ermitteln könnten, hüllen sie in Uebertreibungen und nebulöse Phrasen. Ihre Astronomie ist eine Astrologie, und ihre Handhabung der Medizin sieht aus wie Zauberei. Sie gestehen zwar ein, daß das Studium an Leichen die erste Bedingung einer vernünftigen Heilkunde ist, aber ihr Abscheu vor einem Kadaver läßt sie nie eine Section ausführen. In dem Saale der medizinischen Klasse sah ich zwei junge Leute abgefondert in einem Winkel stehen; sie vermieden alle Berührung mit ihren Kollegen, weil — hundert Meilen von Poonah einer ihrer Verwandten gestorben war und sie darum unrein waren auf vierzig Tage. Welche Klust liegt zwischen dieser heiligen Scheu vor dem todtten menschlichen Körper und dem Mangel an Achtung, mit welchem in unseren anatomischen Theatern die Studierenden zuweilen die sterblichen Ueberreste eines Menschen behandeln? Die philosophische Klasse bildet den Zander zum Bürger. Hier werden ihm die Sittenlehren, die Pflichten und Gesetze seiner Klasse eingepflanzt. Dieser Unterricht könnte sehr ersprießlich werden, wenn die Brahminen, indem sie die alten Texte erläutern, nach und nach Dogma und Ritus von ihren vielen unnützen Beimischungen säuberten. Dergleichen aber fällt ihnen nie ein; sie wollen nur so viel wissen, als man sie gelehrt hat, und übertragen dies wieder buchstäblich auf ihre Schüler, die ihnen im Lehreramte folgen und wieder ohne selbstständige Forschung ihre Kenntnisse auf ein künftiges Geschlecht verpflanzen werden. Uebrigens, da es ein Religionsgesetz verlangt, zu lernen und zu lehren, so haben die Lehrer weder das Ansehen von Pädagogen, noch sind die Schüler störrisch und lärmend. Keinem von beiden Theilen ist die Wissenschaft eine Last, und Jeder ist von Achtung durchdrungen für die Materie seiner Lectio.

„Die Einrichtung, daß der Unterricht immer in den Händen der einen Klasse blieb, hat einestheils den Lehrern die Routine verschafft, durch welche sie sich auszeichnen, anderentheils ist sie eine Hauptursache gewesen, daß sich der Brahmanismus so lange und so unverfälscht erhalten hat. Die Pandits in Poonah sind weit entfernt, zu glauben, daß ihr Reich zu Ende sey. Sie haben jetzt eine europäische Neuerung angenommen, die lithographische Presse, vermöge welcher sie bereits einige Texte ohne Hülfe fremder Arbeiter herausgegeben haben. Die englische Regierung unterstützt die Anstalt durch Geld, da sie sich, bei der geringen Anzahl von funfzehn Schülern in einer Klasse, nicht selbst erhalten könnte. Diese Unterstützung ist der Pönigluchen, den man Feinden hinwirft, deren Einfluß Besorgnisse erregt, und mit dem man die Intriguen zum Schweigen bringen will, zu denen die Brahminen gar sehr geneigt sind.“

Mannigfaltiges.

— Zur Frage über das geistige Eigenthum im Ausland. Auch im „Börseblatt für den deutschen Buchhandel“ ist bei Gelegenheit der tausend und ein Uebersetzungen, die jetzt von Eug. Sue's „ewigem Juden“ erscheinen, die Frage zur Erörterung gekommen, inwiefern ausländische Autoren in Deutschland nicht bloß gegen Nachdruck, sondern auch gegen anderweitige als die von ihnen selbst veranlaßten Uebersetzungen geschützt sind. Auch dort sind die Ansichten so divergirend, wie sie es nothwendig über einen Punkt seyn müssen, den die Gesetzgebungen aller Länder unentschieden lassen, und zwar darum unentschieden lassen, weil kein Land durch seine Gesetzgebung Ausländern Rechte einräumt, die die eigenen Angehörigen nicht besitzen: so lange also deutsche Verlagswerke keinen Rechtsschutz in Frankreich genießen, können auch französische Verlagswerke keinen Rechtsschutz in Deutschland erhalten, denn sonst hätten wir ja den Franzosen ein doppeltes Recht eingeräumt, während wir selbst nur ein einfaches besitzen.

Wiewohl wir aber die Einräumung dieses Rechtes lediglich an die Bedingung eines internationalen Vertrages knüpfen, und obgleich wir es sowohl des Rechtsgrundfages halber, als wegen des Vortheils, der daraus den Literaturen erwachsen kann, für wünschenswerth halten, daß solche internationale Verträge zu Stande kommen, so glauben wir doch, es würde dem Begriff des geistigen, des künstlerischen Schaffens völlig widersprechen, wollte man durch einen solchen Vertrag dem Ausländer auch die alleinige Verfügung darüber einräumen, wer sein Werk übersetzen soll. Nicht die geistige, sondern nur die mechanische Reproduktion kann und soll das Nachdrucks-Verbot treffen, denn sonst würden dadurch Privilegien geschaffen, die der Literatur und der Kunst viel nachtheiliger wären, als der Nachdruck selbst. Schon ist das preussische Gesetz vom 11. Juni 1837 in dieser Beziehung viel zu weit gegangen, indem es das Kupferstechen, das Lithographiren und das Holzschneiden eines Gemäldes von der Erlaubniß des Malers oder seines Rechtsnachfolgers abhängig machte. Hier ist die Achtung vor dem ursprünglichen Gedanken des Künstlers so weit getrieben, daß sie eine andere Kunst der seinigen unterordnet und nicht eine mechanische, sondern eine geistige Reproduktion unterlagert. Noch weit mehr wäre dies aber der Fall, wenn wir denselben Grundsatz auch auf das Gebiet der Uebersetzung eines Werkes aus einer in die andere Sprache übertragen wollten. Unter der Herrschaft eines solchen Prinzips hätten wir auf den deutschen Shakespeare von der Meisterhand eines Schlegel und eines Tied verzihten und uns mit der Arbeit Wieland's oder Eschenburg's begnügen müssen. Würde dies aber nicht ein wirklicher Verlust für die Literatur und eine Verfündigung gegen den Geist

des großen britischen Dichters seyn? So viel uns bekannt, existirt auch nur in einem einzigen Lande eine Bestimmung dieser Art. In Holland nämlich, wo der Literaturmarkt so klein ist, daß mehrere Uebersetzungen desselben Werkes keinen Raum neben einander haben würden, wird die zu erst angezeigte Uebersetzung gegen jede Konkurrenz geschützt. Was ist aber auch der Erfolg davon? Daß Holland fast von keinem fremden Werk eine vollkommene Uebersetzung besitzt, obgleich fast nichts als Uebersetzungen aus dem Französischen, Deutschen und Englischen dort erscheinen. Ja, weil die Uebersetzung selbst eben so geschützt ist, wie ein Original, nimmt sich fast Niemand, der Schriftstellerhonorar erwerben will, die Mühe, etwas Anderes zu thun, als aus fremden Sprachen zu übersetzen.

— Neue russische Mysterien. Das außerordentliche Glück, das zwei Bücher auf dem großen Weltmarkte gemacht: Eusine's „Rußland im J. 1839“ und die „Mysterien von Paris“, ruft immer noch neue Speculationen in demselben Genre hervor. Ein Buch, das beiderlei Aushängeschilder mit einander verbindet, sind die jetzt bei Pagnerre in Paris erscheinenden *Mystères de la Russie*, welche in 30 Lieferungen, à 50 Cent., ausgegeben werden, von denen jede von einem Stahlstich oder Holzschnitt begleitet ist. Schon der Buchhändler, bei dem dieses neue Werk erscheint — Pagnerre ist der Verleger Limon's, Louis Blanc's, Lamennais' etc. — kann als eine Bürgschaft dafür gelten, daß es nicht die allerlüstest Frucht sey; die erste Probe, die wir davon gekostet, übertrifft jedoch selbst die Erwartungen, die wir von ihrer Herbeithat gehabt. Dieses Buch, dessen Verfasser nicht genannt ist, hat augenscheinlich ein Mann geschrieben, der durch und durch von Paß gegen Rußland erfüllt ist, und wir irren wohl nicht, wenn wir einen der in Paris lebenden emigrirten Polen für den Verfasser halten. Der Verleger rechnet auf einen sehr großen Absatz, denn er hat eine Auflage von vielen Tausenden veranstaltet, die er gleichzeitig in Frankreich, Deutschland und England verbreiten läßt. Es ist dieses Buch, wie er selbst in der Ankündigung sagt, kein bloßes Pamphlet, sondern eine förmliche Manifestation, „ein vermöge seines Zweckes und seiner Tendenz überaus wichtiges Werk, das sich jedoch von Anfang bis zu Ende so leicht wie ein Roman lesen läßt.“

— Die Reaction gegen Eisenbahnen. Die Post, welcher in Deutschland der Vorwurf gemacht wird, daß sie sich nur langsam vorwärts bewege, macht sich in Frankreich gar zum Herold des Krebsganges. Die französischen Postmeister haben sich nämlich zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigt, worin die Ausbreitung des Eisenbahnsystems in Frankreich bekämpft werden soll. Die Zeitschrift ist so ehrlich, sich la Réaction zu nennen, doch wird dies eben nicht dazu beitragen, ihre Popularität zu vermehren. Diese Reaction wird eben so wenig wie irgend eine andere bewirken können, daß Einrichtungen und Verbesserungen unterbleiben, die von der Zeit dringend gefordert werden.

— Bitterungszustände in Paris. Nach einer Durchschnittsberechnung zählt man in Paris jährlich 57 heiße Tage, 58 Tage, an welchen es friert, 12, an welchen es schneit, 180 mit Nebel und 140 mit Regen. Hieraus ersieht man, daß in Paris die Laune des Wetters eben so veränderlich sey wie die seiner Bewohner, und daß das sogenannte nordische Klima, das wir in Deutschland haben, das der Pariser um nichts zu beneiden habe. Auch wird behauptet, daß die Feuchtigkeit der dortigen Atmosphäre mit jedem Jahre mehr zunehme, was man zum Theil der Richtung der Wälder und der Beräumung der Quellen, zum Theil aber auch dem Anwachsen der Bevölkerung beimeessen will, die den Boden um Paris zu einem immer weiteren Focus der Feuchtigkeit und der Ausdünstung mache. Durch chemische Experimente soll dargethan seyn, daß die atmosphärische Luft von Paris und seinen Umgebungen weit mehr Wasserdampf enthalte als die auf dem Lande, besonders in solchen Gegenden, die von den großen Mittelpunkten der Bevölkerung entfernt liegen.

— Polnische Beurtheilungen von Giesebrecht's historischen Studien der Wenden. Die „Wendischen Geschichten“ von Ludwig Giesebrecht haben an dem in Polen berühmten und im Auslande durch seine „Rechtsgeschichte der Slaven“ bekannt gewordenen Maciejowski einen sehr kompetenten Richter gefunden. Er erkennt bei seiner in der „Warschauer Bibliothek“ enthaltenen vorläufigen Kritik die Treue des Verfassers in Benutzung der ihm zugänglichen historischen Quellen und seine möglichste Parteilosigkeit an, zugleich bedauert er aber, daß der gelehrte Verfasser wegen Unbekanntschaft mit den slawischen Sprachen, die ihm in denselben bereit liegenden Vorarbeiten nicht habe nützen können und deshalb dem slawischen Forscher in der Geschichte nichts Neues gebracht, so wie auch den Geist der slawischen Nationalität verkannt habe. Sodann sucht Maciejowski zu beweisen, daß Professor Giesebrecht Unrecht habe, wenn er die an der Elbe wohnenden slawischen Stämme ihrer Abkunft nach für identisch halte; dieselben seyen vielmehr zweifältiger Abstammung, slawischer und litthauischer. Ferner seyen dieselben nicht durch Unkultur und Immoralität, wie Giesebrecht behauptet, untergegangen, sondern hätten in Aufklärung und moralischer Kraft mit den Germanen des Tacitus auf gleicher Höhe gestanden und wären nur deren physischem Uebergewicht unterlegen, dem sie in der Folge auch ihre Sprache geopfert hätten, ohne ihren slawischen Charakter zu verleugnen.